

2.9.2007

22. Sonntag C

HABEN WIR EIN KASTENPROBLEM?

Lk 14, 1.7-14

Ob das eine Tischrede war oder eine Gardinenpredigt, die Jesus da gehalten hat, kann uns egal sein. Er hat jedenfalls anlässlich eines Banketts, zu dem er eingeladen war, zwei Empfehlungen ausgesprochen, zwei Ratschläge erteilt, die alsbald die Runde gemacht haben und seinen Jüngern interessant genug erschienen, im Evangelium festgehalten zu werden.

Das eine ist ein Gebot der Klugheit, das ohne weiteres einleuchtet und das sich zumindest der Mensch, der sich da schon einmal blamiert hat, auch ohne Jesus-Kommentar gut hinter die Ohren geschrieben hätte: man setzt sich besser unten hin und lässt sich nach oben bitten, als oben hin und muss von dort weichen. Das eine ist ehrenvoll, das andere beschämend, dieser Knigge für Gäste nicht mehr als eine Glosse zum Grundsatz aller Religion, dass man sich vor Gott nicht aufspielen soll – eine Sache, die wir uns anstandslos gesagt sein lassen.

Anders ist es mit dem, was Jesus dem Gastgeber ins Stammbuch schreibt. Da machen wir nicht ohne weiteres mit. Unter Niveau einladen geht einem normal denkenden Menschen einfach gegen den Strich. Erstens: wie sieht denn das aus? Zweitens: was kommt denn da zurück? Schließlich geht es, wie wir genau merken, nicht nur um eine gelegentliche Wohltätigkeit, sondern grundsätzlich ums Teilhabenlassen am eigenen Leben. Es ist vernünftig, auf gleichem Niveau zu verkehren, weil man nur davon etwas hat. Alles andere ist eine Einbahnstraße, auf der nichts zurückkommt.

Für das Kastenwesen in Indien ist das heutige Evangelium eine Katastrophe. Aber auch wir haben ein Problem. Denn auch wir setzen uns am liebsten mit unseresgleichen zusammen, wobei es noch nicht einmal in erster Linie darum geht, dass Junge am liebsten mit Jungen, Alte am liebsten mit Alten und Russlanddeutsche am liebsten mit Russlanddeutschen zusammen sind. Es geht um die Armen, die Krüppel, die Lahmen und die Blinden, also diejenigen, die nirgends mithalten können. Der Hartz-IV-Empfänger hat eben unter Direktoren nichts verloren, und wer von den Halbwüchsigen am Wochenende nicht ein paar hundert Euro auf den Kopf schlagen kann oder gar schießt, stottert oder bucklig ist, kommt in keine Clique hinein.

Vielfach sind uns auch die Hände gebunden. Geschäftsleute müssen kundschäfteln, aus Geschäftsgründen primär mit Geschäftspartnern verkehren; schon um nicht blöd angequatscht zu werden, kann Josef Ackermann nirgends zweiter Klasse sitzen; und selbst als Pfarrer überlegt man sich, ob nicht ein Abend mit Menschen, die nicht auf drei zählen können, ein verlorener Abend ist.

Hinter der Vorgabe Jesu steht freilich etwas, was er damals im Haus des Pharisäers gar nicht angesprochen hat, was uns aber, je mehr wir uns mit ihm befassen, umso klarer wird: wenn Gott auch so dächte wie wir, wäre er nicht in die Welt gekommen, sondern hübsch bei sich geblieben. Was bringt es ihm denn, dass er sich in Jesus mit uns gemein macht? Was kann der Mensch Gott geben? Wie wollen wir uns denn revanchieren dafür, dass er uns seiner Gegenwart würdigt und jedes einzelne von uns als very important person behandelt?

Dies ist es, was uns bewegen sollte, armen Säcken gegenüber nicht den feinen Max herauszukehren, Unbedarften gegenüber nicht den Überlegenen und Lendenlahmen gegenüber nicht den Davonziehenden. Christus braucht zur Verwirklichung seines Egalisierungsplans ein ganzes Heer von Menschen, die bereit sind zu teilen, nicht mit denen, die auch haben, sondern mit denen, die nicht haben.

Als Realisten wissen wir, dass es Chancengleichheit nicht gibt und Verteilungsgerechtigkeit nicht erreichbar ist, als Christen aber kümmern wir uns um Christusgleichheit: wir bevorzugen die, die uns brauchen, gegenüber denen, die wir brauchen; wir sind aber auch, wenn wir selber dumm dran sind, nicht so steif, dass wir uns keine Hand auf die Schulter legen lassen. Amen.